

Robert Schindel



Der Kalte

Suhrkamp

Roman

Österreich in den »Waldheimjahren«: Während der Skandal um den neuen Staatspräsidenten auf den Höhepunkt zutreibt, streift der Spanienveteran und KZ-Überlebende Edmund Fraul ruhelos durch Wien: Dem Lager nie entkommen, bis ins Mark kalt, kann er Gefühle nicht äußern, ja nicht einmal spüren. Bis er auf seinen Wanderungen durch Wien einem ehemaligen KZ-Aufseher begegnet und mit ihm ins Gespräch kommt: über Auschwitz. Robert Schindel führt uns nach Gebürtig erneut in den Wiener Kosmos: in eine Welt politischer, künstlerischer und menschlicher Feindschaften und Zerreißproben, in ein Geflecht von Tragödien und Liebesgeschichten, die so gut glücklich enden können wie tödlich.

Figurenreich, weltstädtisch, kämpferisch ist dieser Roman, sanft und von großer sprachlicher Schönheit – und getragen von der Hoffnung, dass Wärme und Lebendigkeit einer neuen Zeit in die erkalteten Beziehungen von einst zurückkehren.

Robert Schindel, geboren 1944 in Bad Hall bei Linz, ist Lyriker, Autor und Regisseur. Ausgezeichnet wurde er mit vielen Literaturpreisen.

Robert Schindel

Der Kalte

Roman

Suhrkamp

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Ausgabe des suhrkamp taschenbuchs 4503

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr.

Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlaggestaltung: Göllner, Michels

Umschlagabbildung: Emma Rendl-Denk

eISBN 978-3-518-73164-2

www.suhrkamp.de

Für Theresia Ritter

*Manchmal werde ich der Stille gewahr,
die mich umgibt.
Wie ein Tier,
das nachts plötzlich aufhorcht,
von keiner direkten Gefahr,
sondern von der eigenen Vorsicht aufgeschreckt,
um sich gleichsam zu vergewissern,
dass es ruhig weiterschlafen kann.
Diese Ruhe gleicht jedoch dem Aufschub eines Urteils,
das bereits irgend jemand irgendwo
über mich gefällt hat
und das etwa so lautet:
»Wozu ihn töten?
Er geht auch von selbst zugrunde.«*

Imre Kertész: Galeerentagebuch

Erstes Kapitel

(Als ob)

1.

Der Sturm wurde heftiger. Das Laub sauste und kreiselte, die Wolken rollten mit Tempo in den Westen, da und dort fielen Ziegel auf die Gehsteige. Der Bettler Ecke Kärntner Straße und Himmelpfortgasse, der als Krüppel vor seinem Hut gesessen war, sprang auf und lief diesem hinterher, den der Sturm zum Stock-im-Eisen-Platz trieb. Auch Edmund Fraul, der eben über die Salztorbrücke ging, wurde der Hut vom Kopf gerissen. Schon schwamm der im Donaukanal und unter der Brücke weg. Fraul, vornübergebeugt, ging weiter, das schlohweiße volle Haar in alle Richtungen.

Er überquerte den Kai. Die grünbärtige Ruprechtskirche sah älter aus, als sie war, bedrückt ließ sie auch diesen Sturm über sich ergehen, der Sand der Baustelle neben ihr wirbelte um sie herum, Fraul bog in die Rotenturmstraße ein. Auf dem Stephansplatz, ohnehin der windigste Platz der Stadt, wurde der Sturm geradezu unerträglich. Rechts in der Brandstätte ließ der Druck etwas nach. Fraul ging rasch und wusste mit einem Mal, dass ihm von den Häusern, an denen er entlängelte, Unheil drohte. Konnte es sein, dass hinter den Fenstern Leute lauerten, die ihm vierzig Jahre später noch nach dem Leben trachteten? Er schaute rasch links und rechts zu den Scheiben hinauf. Als er in den Tuchlauben eintraf, zerriss der Sturm die Wolken über ihm, sodass die Novembersonne jäh den Straßenzug aufhellte; einen Moment ließ der Sturm ganz nach, dann trieb er Edmund Fraul ins Café Korb.

Damals hob ich den Blick, legte die Zeitung weg, stand auf, um Fraul zu begrüßen. Er gab mir die Hand; ein abschätziges Lächeln, das ich für ein freundliches nahm, und schon ging er seinen Mantel ausziehen und an den Haken hängen. Nachdem er eine Melange bestellt hatte, begannen wir miteinander zu reden. Nach zwei Stunden verabschiedeten wir uns, ich packte meine Notizen zusammen, er winkte mir nochmals zu. Kaum war er bei der Tür draußen, eilte ich ihm nach, denn ich wollte ihm noch in den

Rücken schauen, seinen Gang beobachten. Doch neben mir stand bereits der Ober, ich zahlte und verlangte eine Rechnung.

Auf dem Weg zum nächsten Interview sah ich den Alten nochmals. Er verließ ein Hutgeschäft und kam mir entgegen. Bevor er mich hätte bemerken können, blieb er vor einer spiegelnden Auslage stehen und betrachtete den Hut auf seinem Kopf. Ich ging hinter seinem Rücken vorbei, und wir entfernten uns voneinander. Die Kraft des Sturmes schien gebrochen, der Tag wurde noch sonnig und mild.

Fraul schlenderte nach Hause. Inzwischen war es drei Uhr geworden. Gelegentlich blieb er vor den Auslagen stehen. Sein Atem ging ruhig. Ein höflicher junger Mann, dieser Apolloner, dachte er. Nett. Hat sich informiert, hat mein Schwitzbuch gelesen, allerhand. Was wird er sein? Dreißig? Was war sein Vater? Hitlerjunge oder schon SA?

Der Bettler Ecke Rotenturmstraße und Fleischmarkt schaute stumpf vor sich hin, als Fraul vorbeiging. Was will der Fechter, dem gehts doch gut. Er unterbrach diesen Gedanken, schaute über die Schulter zu dem Bettler zurück. Ein Kleiderhaufen auf dem Erdboden, aus dem ein zerrupfter Kopf herausgewachsen war. Fraul blieb stehen. Im Umdrehen holte er sein Portemonnaie unterm Mantel aus der Gesäßtasche, entnahm einen Zwanzigschillingschein, ging zurück, bückte sich und legte ihn dem Bettler in den Hut.

»Donge«, flüsterte der, ohne die Kopfhaltung zu verändern. Edmund Fraul setzte seinen Weg fort. Daheim angekommen, nahm er am Küchentisch Platz.

»Kaffee?«, fragte seine Frau.

»Noch nicht, danke.« Er schaute zum Fenster hinaus und auf den wolkenlosen Himmel.

»Wie war das Interview?«, fragte Rosa und machte sich an die Zubereitung ihres Kaffees.

»Wie immer.«

»Wann kommt es?«

»Es wird schon kommen.«

Sie schwiegen. Rosa trank Kaffee. Schließlich stand Fraul auf, ging ins Schlafzimmer und legte sich aufs Bett. Sie blieb in der Küche sitzen. Es dämmerte, sie machte Licht. Gedanken sind ihr viele durch den Kopf gegangen. Wie zumeist hielt sie sie nicht fest. Als sie seine Schreie vernahm, kam sie rasch ins Schlafzimmer und weckte ihn auf. Er lächelte leise, ging ins Bad und wusch sich sein Gesicht ab.

»Vergiss nicht, Karel kommt heute«, sagte sie ins Bad hinein.

»Hm.«

Edmund blieb heute zu Hause. Sein Sohn würde kommen. Schauspieler hat er werden müssen. Verdient Geld, indem er so tut als ob.

»Wer hat dir den neuen Hut geschenkt, Edmund?«

»Keiner.«

Heute, vierter November fünfundachtzig, hatte Fraul seinen sechsendsechzigsten Geburtstag. Er saß im Wohnzimmer, seine Frau kochte. Während er auf seinen Sohn wartete, las er im Mahnruf, der Zeitung des KZ-Verbandes. Die Todesanzeigen studierend, rief er Namen zur Küche.

Rosa rief, wenn sie einen Namen trotz der Küchengeräusche verstand, »ich weiß« zurück.

2.

Karl erschien um sieben. Er übergab dem Vater sein Geschenk, setzte sich zu Tisch und betrachtete Frauls Gesicht, als der das Papier entfernte. Edmund schaute auf den Einband des Buches, ein Schauspielführer, lächelte schwach zu seinem Sohn hinüber, stand auf und legte es auf den Fernsehapparat. Rosa trug den Tafelspitz herein. So saßen die drei beisammen. Nach dem Essen tranken sie Cognac, und der Sohn verabschiedete sich.

Seit dieser Saison war Karl Fraul der angehende Jungstar des Burgtheaters. Er hatte einst das Reinhardtseminar absolviert, wurde hernach von Direktor Schönns ans Haus geholt. Dort ging er gelegentlich auf der Bühne hinten hin und her, indes sich einige Meter vor ihm die großen Szenen ereigneten. Es verdross ihn, von der Astrid von Gehlen bloß stets den Hintern zu sehen und

vom alten Bonker, dieser Schauspielerlegende, die rötliche Glatze. Er begann sich in der Kantine entsprechend zu gerieren, betrat sie etwa mit dem Satz: »Herr von Posa, kann auch der Feldkurat sein, folgt mir auf dem Fuß«, verabschiedete sich mit »die Pferderln san gesattelt«. Während er seine Gspritzten trank, hielt er Lobreden auf eine geheimnisvolle, aber mächtige Statistengewerkschaft, die ihm so hohe Gagen erkämpft hatte fürs »Umananderstehn«, zitierte ständig den in Wien ohnehin bekannten Qualtingersketch vom vierten und siebten Zwerg und ging den andern Gauklern auf die Nerven.

»Hören Sie, Fraul«, schnarrte ihn gelegentlich Karl-Heinz Bonker an, »Ehrgeiz ist ja in Ordnung, aber müssen Sie ihn unentwegt auf der Trompete blasen, noch dazu so dicht bei meinen Ohren?«

»Mit vollen Hosen ist leicht stinken«, antwortete ihm Karl unbekümmert, und in der Kantine lachten sie etwas.

»Ach wat«, murrte Bonker ins Gelächter hinein, »ick hab ooch of kleeneren Häusern zu gaukeln begonnen.«

»Mir fehlt wohl die Provinz?«

»Sie sagen es.« Karl Fraul stand auf.

»Der Fraul ist abgereist. Er ist per Zug nach Graz.« Er zahlte, ging und ließ sich, als sei es kein Scherz gewesen, nach Graz engagieren. Er erhielt große Rollen und hatte Erfolg. Also holte ihn Schön nach zwei Jahren wieder ans Haus zurück.

Nun probte er den Malcolm, unter der Regie von Dietger Schön selbst. Nun konnte er der Astrid von Gehlen ins Gesicht schauen, sie spielte die Lady Macbeth. Macbeth wurde von Felix Dauendin gegeben, dem großen Star, den sich Schön ebenso wie Bonker und die Gehlen und noch einige andere aus Deutschland mitgenommen hatte.

Nachdem er den Geburtstagsbesuch hinter sich gebracht hatte, erleichtert, wieder aus dem Haus zu sein, ging er ins Pick Up, stellte sich an die vordere Theke.

Ich sah ihm zu, wie er die Wodkas zwitscherte. Dabei blieb ich als Zuhörerin im Schatten des Lyrikers Paul Hirschfeld, der mir mit heftigen Armbewegungen und mit vom Alkohol aufgerauter Stimme zum dritten Mal

erzählte, wie er in Hamburg beim Verlag mit seinen Gedichten angekommen war. Ich kanns diesem nervösen Mittvierziger nachfühlen, an dessen Buchveröffentlichung in Wien keiner mehr glaubte, der es selber nicht fassen kann. Wieder und wieder, als wäre er der einzige Überlebende einer Schlacht, vergegenwärtigte er sich und uns allen dieses Standhalten.

»Eine Standhalterei, Judith«, sagte er, sei es gewesen, durch Jahrzehnte hindurch hätte er standgehalten. Alle Jobs habe er bloß nebenbei gemacht, das Studium nebenbei, von nichts, auch nicht vom Journalismus habe er sich assimilieren lassen. Poesie hätte er gemacht, sie gelebt, sie sei das Wichtigste, wichtiger als die Liebe, das Geld, die Macht, »ach was, ich habe standgehalten, und da bin ich.« Ich nickte ihm freundlich zu, ich wollte als Erste überhaupt knapp vor Erscheinen seines Buches ein Porträt über ihn machen. Er versprachs.

Roman Apolloner kam herein, Hirschfeld trat einen Schritt zurück, und Karl Fraul bekam mich zu sehen. Er löste sich von der Bar und ging zu mir her.

»Weißt du, was du bist, Zischka«, schrie er, »eine Schastrommel bist du!«
»So? Bin ich das?« Eigentlich wollte ich davonlaufen, sofort, denn plötzlich waren Dutzende Männeraugen auf mich gerichtet. Ich hielt mich, weil es gerade da war, am Wort »standhalten« fest, das mich sogleich wie in einem gebröckelten Fußboden an den Knöcheln einklemmte, daweil ich die Wodkaschwaden ins Gesicht getrieben bekam.

»Diese Brunzbuschn«, brüllte Fraul und wandte sich an Apolloner, an Hirschfeld und den Rest der Welt, »hat sich über mich ausgeschissen ...«

»Fraul«, unterbrach ihn Apolloner, griff ihm auf die Schulter und tätschelte sie.

»Wenns wahr ist. Die soll hier nicht rumstinken. Wenn du kein Weib wärest, hättest dir jetzt ein paar Oaschritte eingefangen, dass d'...«

»Ruhig, Karel«, sagte Hirschfeld, nahm seine andere Schulter, und beide Männer führten ihn zu seinem Wodka zurück. Ich verzog mein Gesicht in der Hoffnung, dass dies beim Publikum als Lächeln durchging, durchquerte den Raum und setzte mich zu einem Nischentisch. Wenn der Lechner die Rezension geschrieben hätte, dachte ich mir, wäre der Arsch jetzt sooo klein. Am Nebentisch saß Emanuel Katz und unterhielt sich mit einer Freundin von

Apolloner, aus Tirol wie Roman, der mir also gleich auf dem Fuß folgte und zum Nachbartisch ging. Er zwinkerte mir zu, und Katz begann mich zu sich zu winken. Ich wollte mich nicht dazusetzen, nichts wie weg wollte ich, aber nun musste ich doch eine Weile hier rumhängen, und ich setzte mich zu ihnen hinüber.

»Sein Vater ist anders«, sagte Apolloner.

»Das glaube ich«, sagte Katz. »Sein Auschwitzbuch ist das Beste, was es gibt, und ich kenne viele.«

»Grad heute hab ich ihn interviewt.« Apolloner schaute sich nach einem Kellner um, während er redete. »Ein bescheidener alter Herr. Ruhig und total cool erzählt er von den grauenhaftesten Dingen. Als wärs, ich weiß auch nicht, als wärs alltäglich oder so.«

»Diese Zischka«, hörten wir den Fraul brüllen, denn er brüllte an Hirschfelds Ohren vorbei zu uns herüber, »keine Ahnung von Tuten und Blasen, das heißt vom Blasen schon bei ihrem Chef.«

Das Gegröle wurde aber allmählich von beschwichtigendem Gemurmel zugedeckt und eingeschlossen, denn Hirschfeld, der Bursche hinter der Theke und noch ein paar Umstehende redeten auf ihn ein.

»Bring mir ein Viertel Weiß«, rief Apolloner dem vorbeilaufenden Kellner nach. Der blieb stehen, und ich bestellte ein Achtel Rot und begann mich mit Katz zu unterhalten. Emanuel versuchte seit Jahren ein Buch zu schreiben, arbeitete in einer Bank und lief in seiner Freizeit den Frauen nach.

»Was macht dein Roman?«

»Heute«, antwortete er und hob sein Glas, »hab ich ihn endgültig aufgegeben.« Er trank seinen Wein aus, zündete sich eine Zigarette an und starrte mir ins Gesicht. »Ich hab ihn verbrannt, Judith«, flüsterte er.

»Eingeäschert.«

»Schade.«

»Ist nicht schade. Ist vortrefflich. Ich muss mich nun um mich selber kümmern. Als junger Vollwaise muss ich jetzt rasch erwachsen werden«, er lachte. Dazu sagte ich gar nichts, schaute rüber zu Apolloner und Freundin, die sich in ihrem hartkehligen Dialekt unterhielten. Das Achtel austrinkend, wollte ich zahlen.

»Das zahle ich«, sagte Katz und schaute mir lachend in die Augen. Mir war flau im Magen, auch musste ich ja wieder an diesem Fraul vorbei.

»Jetzt muss ich an Karl vorbei«, sagte ich zu Katz. Er nickte.

»Seit er an der Burg ist, schwillt ihm ständig der Kamm. Aber der wird schon noch. Lass es gut sein. Gehen wir.«

»Ja?« Nachdem ich unschlüssig aufgestanden war, legte er mir den Mantel um die Schultern, gab mir einen Schubs.

»Ich lass ihn eh«, antwortete ich im Hinausgehen, steif an Karl Fraul vorüber, und der bemerkte mich nicht. Auf der Gasse musste ich losheulen. Katz schaute gutmütig zu mir herauf, hakte sich ein und zog mich vom Pick Up weg.

Bei ihm angekommen, hatte ich nichts dagegen, doch musste ich immer wieder weinen und weinte auch bereits wegen des ständigen Weinenmüssens, sodass Emanuel mich bloß in den Armen hielt und mein Haar und meinen Rücken streichelte. Endlich war ich so eingeschlafen.

3.

Drei Tage nach seinem Geburtstag musste Edmund Fraul wiederum auf ein Begräbnis. Der alte Freund Bobby Heller war an seinem Blasenkrebs endlich gestorben. Die letzten Wochen war Fraul etliche Mal im Rudolfspital gewesen und hatte der inneren Auflösung des um vier Jahre Älteren zugesehen.

Gelegentlich war Rosa mitgekommen, sie standen zusammen mit Bobbys Frau um sein Bett herum und schauten auf den Kranken hinunter.

Bobby war ein tapferer Kerl gewesen. Nicht nur am Ebro bei der Elften Internationalen Brigade Spaniens in der Maschinengewehrkompanie war er unerschrocken gewesen, auch seinen weiteren Weg durch die französischen Internierungslager nach Dachau, Auschwitz und Flossenbürg war er mutig und mit für ihn charakteristischer Bärbeißigkeit gegangen. Diese Krankheit aber widerte ihn an. Er musste Windeln tragen, magerte ab, und es ließ ihn keiner sterben.

»Es papperlt mich an, Edmund. Wo bleibt der Kwikwi?«

»Er steht eh schon in der Tür, Bobby.«

»Hoffentlich. Was dem Höß nicht gelungen ist, schafft dieses Viecherl da. Ich werde noch zum Muselmann.«

»Nie, Bobby«, antwortete Fraul heiter. »Bis zum Schluss nicht. Nicht du.«

»Me cago en Dios, Bub.«

Edmund drückte ihm die Hand, denn gleich nach dem Fluch war Heller in eine von diesen flüchtigen Schlummereien geglitten, denen man nicht ansah, wohin sie einen brachten.

Fraul ging zum Kasten, holte seinen Begräbnisanzug hervor und fuhr mit seiner Frau zum Krematorium. Dort war die überlebende alte Garde angetreten: Spaniakern, der KZ-Verband im Allgemeinen, die Auschwitz-Lagergemeinschaft, die Reste der Kommunistischen Partei mit ihrem Nekrologredner, denn im Gegensatz zu Fraul war Heller nie aus der KPÖ ausgetreten. Die Menschen begrüßten einander, nickten nach links und nach rechts den hierauf rechts und links Zurücknickenden zu und schwiegen. Sie trafen einander hier häufig. Wenigstens ein Mal im Monat verabschiedete sich einer von ihnen – in den Wintermonaten gleich mehrere, gelegentlich sogar zwei an einem Tag.

Der Nekrologredner Heini Hochnosterer, ein drahtiger Mittsiebziger, selbst in Spanien und in den Lagern gewesen, schien aus dem Hinscheiden der Genossen zusätzlich Lebenskraft zu beziehen; von Verbrennung zu Verbrennung verjüngte er sich, ein heimlicher Triumph restlichen Überlebens füllte seine Brust, und das so angereicherte Blut verlieh ihm anscheinend die muskeldurchsetzte Befedertheit, mit der er vor die alte Garde trat.

Edmund und Rosa saßen mittendrin in den Bankreihen, denn obwohl sie mit Bobby und seiner Frau eng befreundet waren, ergab das Zeremoniell, dass der allerengste Freund die Partei war. Deren Funktionäre flankierten die Witwe, leiteten und lenkten die ersten Schritte des Gedenkens an Robert Heller.

Während Hochnosterer redete, fuhren Edmunds Gedanken weg. Sie sickerten zurück in die Schuschniggzeit und holten von dort die Bilder vom jungen Bobby in die Feuerhalle.

Dass ich nichts empfinde. Wie wichtig war er mir. Mit ihm nach Spanien, ich noch nicht achtzehn. Wie mein Bruder, mein Freund, immer der Bobby. Nun

ist er halt fort, da vorn im Holztaxi. Was redet der Hochnosterer von Guadalajara? Zu Guadalajara sind wir zu spät gekommen, du Depp. Das Hin und Her vor Teruel. Tagsüber eingekesselt, nachts durchgebrochen, immer wieder. Und der Brauneis Ferdl zwischen den Linien im Schnee, wir anderthalb Tage nicht an ihn heran. Er hat gesungen und gesungen und geflucht, und auch die Internationale. »Bub, ich bin anpapperlt«, sagt Bobby. »Nicht die Faschisten, nicht der Kwikwi, ich hole ihn.« Im Kugelhagel bringt er ihn buckelkraxen. Dem Ferdl seine Beine sind blau und verloren. Der Radrennfahrer sitzt ohne Beine bis heute im Sessel, und nicht einmal Bobby brachte ihn zum Lachen in seiner Gemeindebauwohnung. Wenn ich mit Bobby in den Reumannhof mitkam, musste ich mitsaufen, Fotos anschauen von seinen Rennen. Wieso Brauneis, mir fällt ständig der Ferdl ein, wo ich mich doch von Bobby verabschiede.

»Du denkst an den Ferdl«, flüsterte Rosa.

»Das stimmt.«

Sie standen auf und gingen. Vorm Eingang blieben die Menschen noch in Gruppen. Edmund und Rosa gingen grüßend um sie herum und zum Einundsiebziger.

»Karel ist nicht gekommen«, murmelte Fraul, während sie auf die Tramway warteten.

»Er kommt doch nie«, sagte Rosa. Fraul hob die Schultern und ließ sie fallen. Bis vor kurzem war Bobby Heller für Fraul junior immer der Onkel Bobby gewesen.

»Onkel Bobby«, schnaubte Edmund.

»Ach, lass ihn«, sagte sie. Die Straßenbahn kam.

4.

Einst war alles anders. Einst begannen Wälder zu gehen, Hundstruppen reinigten den Erdboden von stinkenden Kriegern. Zwerge verbargen sich hinter Mauervorsprüngen der Burgen, Elfen oder Hexen badeten

mondbeglänzt im Weiher. Fanfarenstöße tagsüber, Liebestränke in der Dämmerung, der Dolch in der Nacht.

Eine ehrgeizige Frau, einst, und ihr Kind als Ehemann verkleidet. Was für eine Lust, jemanden von den Füßen zu holen, ihn auf den Rücken zu werfen, ins Leichentuch zu wickeln. Was für eine Wichtigkeit, jemandem Botschaften abzulauschen. Mitten im Geraune, unterm Flügelschlag der Raben, von der Eule beobachtet, der Strahlhans mit nerviger Rechten, verborgener Linken, schnellen Fußes, ein Bote, ein Vollstrecker, eine Leiche. Karl Fraul wälzte sich in seinem Gedankenmorast. Wieder und wieder kamen Wortreihen und flackernde Bilder aus der Tiefe des Schlafes, durch den der Rausch strömte. Auf fuhr er, um wiederum hinunterzuplumpsen, während es um ihn mit der Nacht zu Ende ging, der erste Linienbus fuhr bereits die Margaretenstraße hinauf.

Als ich mittags zu Karl kam, saß er auf dem Bett, schweißspiegelnd sein Gesicht. Ich begann, Fenster zu öffnen, Flaschen wegzuräumen, Aschenbecher auszuleeren, Badewasser einzulassen. Die Wohnung roch nach Wirtshaus, am liebsten hätte ich zu wischen und zu saugen begonnen, doch dann wird er unleidlich, und ich wollte noch mit ihm spazieren gehen, was frühstücken und sonst Zeit mit ihm verbringen. Wiewohl ich spürte, wie verstimmt ich war, ging ich zu ihm hin, drückte ihn an seinen Schultern aufs Bett, zog ihm lächelnd die Jeans aus, in denen er geschlafen hatte, die Unterhose gleich mit, zerrte ihn dann hoch, klatschte ihm auf den Hintern und schubste ihn Richtung Badewanne. Während er dorthin taumelte, zog er sich noch das Leiberl über den Kopf, schmiss es ins Eck, von wo ich es aufklaubte und zur Schmutzwäsche tat.

»Zu heiß«, schrie er aus der Wanne, »verdammt noch mal, Margit.«

»Gerade richtig«, antwortete ich, fröhlich geworden. Nun holte ich doch den Staubsauger und fuhr herum. Als ich Karls Atem im Nacken spürte, er mich von hinten umfasste, konnte der Tag beginnen.

Es war sein letzter Tag vor Probenbeginn zu Macbeth. In meinem Honda Jazz ging's zum Lainzer Tor. Dort hinein und weiter, begannen wir an der Hermesvilla vorbeizumarschieren, um Richtung Rohrhaus zu wandern. Wir gingen an einer Wiese vorüber, an deren Ende zu unserem Erstaunen noch

Parasole standen. Karl machte sich erbötig, im Dauerlauf zum Lainzer Tor zurückzukehren, sich dort irgendwo Tragtaschen – und seien es Plastiksackerln aus Geschäften – zu besorgen. Ich setzte mich inzwischen auf eine der Parkbänke neben der Wiese, um die Pilze unauffällig zu bewachen. So saß ich in der Sonne, und die Spaziergänger von links und rechts. Nach ein paar Minuten bereits ließ sich ein Mann neben mir nieder, schaute mich gelangweilt von der Seite an, und am Geräusch seines Atems konnte ich hören, wie angestrengt er bereits am Gambit arbeitete. Ich stand auf, schlenderte einige Schritte, spürte seinen Blick auf meinem Hintern, betrachtete die bunten Blätter auf den Bäumen des Wegrandes, drehte mich um und spazierte an der Bank vorbei. Der Mann erhob sich, kam auf mich zu und öffnete den Mund.

»Reden Sie mich nicht an.«

Er stand regungslos, ließ auch den Mund offen stehen und wartete, bis der Satz in seinen Ohren verschwunden war. Hernach presste er die Lippen aufeinander, verbeugte sich und ging davon. Ich setzte mich auf die Bank zurück. Als der nächste Mann sie ansteuerte, war Karl bereits im Ankeuchen, der Mann schaute ihm entgegen und ging an mir vorbei. Karl, mit zwei Plastiksackerln, setzte sich, legte sie mir in den Schoß und beschäftigte sich mit seinem Atem. Ich küsste ihn, wartete, bis er ruhig wurde, und wir liefen in die Wiese hinein, ernteten, was wir mitnehmen konnten, kehrten um, trugen die Pilze aus dem Lainzer Tiergarten heraus und fuhren in meine Wohnung. Ich putzte, panierte und briet sie, während Herr Fraul im Wohnzimmer als Malcolm auf und ab ging.

5.

Wie jeden Donnerstag besuchte Edmund Fraul seine Mutter im Kaiserebersdorfer Pensionistenheim. Am späten Vormittag trat er ins kleine Zimmerchen, setzte sich neben die Dreiundneunzigjährige, nahm ihre ausgetrocknete Hand und verbrachte so eine Stunde, die er mit seiner Mutter einträchtig beschwieg. Zu Beginn dieser Stunde fragte er Franziska zwar

noch aus: Das Essen. Die Geschehnisse. Die Gesundheit. Franziska gab Auskunft. Auch diesmal waren diese Themen nach einigen Minuten aufgebraucht. Während die Gefühle der beiden gewissermaßen eine gemeinsame Grenze hatten, flossen die Gedankenströme im jeweiligen Territorium in Talgründe, die voneinander entfernt lagen. Von Zeit zu Zeit sagte Franziska »Na ja«, von Zeit zu Zeit murmelte Edmund »Es geht schon, Mama«. Bevor er aufbrach, fragte er sie erneut nach dem Essen, dem Geschehen des Vormittags, dem Wohlbefinden, und Franziska antwortete. Er erhob sich, sagte »Es geht schon«, sie antwortete »Danke Edmund, na ja«, und er ging.

Er hatte sich angewöhnt, bis zur Stadionbrücke zu fahren, auszusteigen, um entlang des Donaukanals – einmal auf der Erdberger, einmal auf der Praterseite – zu Fuß heimzugehen. Immer unterbrach er seine Spaziergänge in einem der jeweiligen Gasthäuser, aß und trank ein Seidel Bier.

Diesmal war er im Hörndl in Erdberg eingekehrt und bestellte Fleischlaberln mit Erdäpfelpüree. Er saß da, hatte die Gaststube im Überblick, so musste es sein. An den Tischen die üblichen Biertippler und Weinbeißer, Bauarbeiter in ihren blauen Overalls, am Stammtisch Kartenspieler, aus dem Radio Werbung und Volksmusik. Fraul holte sich eine Tageszeitung, spannte sie aus, legte sie rechts neben den Teller und las sie beim Essen. Gelegentlich sah er auf. Zu den Kartenspielern hatten sich zwei Kiebitze hinzugesellt, standen den die Karten auf den Tisch kleschenden Spielern im Rücken. Es waren dieselben zwei, welche vorhin hinten am Ecktisch Fressschach gespielt hatten. Fraul sah noch, wie einer der Kartenspieler im Begriff war, von einem Debreziner Würstel abzubeißen, da griff ihm der hinter ihm stehende Kiebitz über die Schulter, riss ihm das Würstel aus dem Maul, führte es mit gierigem Gesicht zu seinem eigenen Mundloch, doch bevor er seinerseits etwas herunterbeißen konnte, ging der zweite Kiebitz auf ihn los. Gleichzeitig schlug der Spieler, der seines Würstels verlustig gegangen war, dem Rückensteher in schnellster Drehbewegung die Faust in den Magen. Gegenseitig begannen nun die sechs Männer, sich Semmeln von den Händen und von den Zähnen zu reißen, Ohrfeigen, Fausthiebe, Blut, Haarbüschel, ein Geknacke, ein Geheul, der Wirt schlug mit einem Stock auf die Wütenden,

die sich inzwischen auf dem Boden wälzten und sich zwischen Sessel- und Tischbeinen an den Haaren rissen, spuckten, die Sessel umschmissen, sie im Liegen noch als Waffe benutzten. Von den anderen Tischen sprangen die Bauarbeiter auf, stürzten sich ins Gemenge. Der Gulaschsaft spritzte auf den Fußboden, und einer wälzte einen anderen aus ihm heraus und begann ihn aufzulecken, bis ein dritter dessen Kopf mangels Haaren an den Ohren hochzog, um ihn mit Wucht auf den Boden zu schlagen, ihn wegzuzerren, um selber den Saft aufzuschlecken. Flüche, laut anschwellend, mit uralten Stimmen ausgestoßen; die Tür sprang auf, und Männer mit Gummiknüppeln hieben kreuz und quer. Der Wirt bekam einen Fußtritt ins Gemächt, ließ seinen Stock fallen und erbrach sich auf der Stelle. Fraul senkte den Blick und las weiter in der Zeitung. Schließlich trank er das Bier aus, rief den Wirt, zahlte und ging. Im Hinausgehen nickte er den Kartenspielern zu. Einer der Kiebitze sah ihn an, als wollte er etwas sagen. Fraul zögerte beim Zurückschauen mit dem Weggehen, etwas Vertrautes stieg in ihm hoch, doch da hatte ihn bereits der Schwung seines Ganges aus dem bisherigen Gesichtsfeld gebracht, und er ging aus der Tür heraus und vom Gasthaus fort. Die Erdberger Lände stromaufwärts, und vor der Weißgerberlände wechselte er zur Flusspromenade hinüber, die Hände in den Manteltaschen, und langsam, im Kopf den Vortrag für heute Abend vorbereitend, näherte er sich seiner Wohnung.

6.

Im oberen Teil der Buchhandlung Sillinger, hinten in einem kleinen dreieckigen Raum mit einem winzigen Fenster in den Lichthof, umgeben von Büchern, welche ständig aus den Regalen zu stürzen drohten, saß Rosa Fraul an einem Miniaturschreibtisch, und die kleine grüne Tür ihr gegenüber war geschlossen. Durch diese konnte sie ins Getriebe der Buchhandlung gelangen, an ihr vorbei verliefen die Kundenströme, mittendurch eilten die anderen Angestellten, schlängelten oder bewegten sich treppabwärts in den unteren Teil, welchen die Leserschaft vom Graben aus betrat.

Wenn Rosa von den Büchermassen umgeben war, beschäftigt mit dem Einordnen der Bestellungen, auch wenn sie diese erst schrieb, wenn sie die Ware auszeichnete oder bloß Kataloge durchblätterte, wenn die grüne Tür geschlossen war, kehrte Ruhe ein in ihren Kopf. Bloß kein Kontakt zu Kunden. Wenig Kontakt zu den Angestellten, dann war es gut. Hugo Sillinger, bei dem sie seit zwanzig Jahren beschäftigt war, respektierte diese Scheu von Anbeginn. Für Wiener Verhältnisse war seine Buchhandlung gut sortiert, sie lag ausgezeichnet inmitten der Fußgängerzone. Also arbeiteten für ihn zehn Leute; es machte ihm nichts aus, dass eine davon etwas eigenwillig war. Rosa saß über den Rechnungen, packte Bücher aus, und alle ihre Gedanken verhielten sich wie disziplinierte Zuschauer eines stillen Geschehens. Sie blieben auf ihren Plätzen sitzen, jeder für sich ein eigenständiges Wesen mit klaren Rändern und etwas Raum zu den Nachbarn. Erst nach Verlassen des Geschäftes, bereits im Straßenverkehr, erhoben sie sich und begannen durcheinanderzulaufen, anzuecken, sich auch zu verklumpen; zusammengehörige liefen in entgegengesetzte Richtungen, unvereinbare klebten aneinander, und das quälte sie sehr. Mit den Jahren hatte sie sich allerdings Verfahrensweisen antrainiert, mit den Gedankenmassen zurande zu kommen, einmal besser, einmal weniger gut. Ameisen nannte einst Edmund ihre Gedanken, und der Ameisenhaufen unter ihrer Schädeldecke sorgte für die stete und ewige Unruhe ihres Kopfes. Fünf Jahre nach Kriegsschluss hatte Fraul Rosa bei einer Veranstaltung der Auschwitzer erstmals getroffen. Sie war damals zum ersten Mal zu einer derartigen Zusammenkunft gegangen. Davor hatte sie sich aus allem herausgehalten, was sie an jene Zeit erinnerte. Sie hatte alle Angehörigen verloren, zuletzt ihre Mutter, die vierzehn Tage nach der Befreiung verstorben war. Mit ihr war sie als zu Beginn Dreizehnjährige durch alle Lager zusammengeblieben.

Die Familie hatte in Strašnice, Südmähren, gelebt. Vater Ignaz Rebenwurz hatte die Bäckerei am Hauptplatz betrieben, die Mutter Gitta Goldlust hatte ihn neunzehnjährig geheiratet. Zwei Jahre später war Rosa gekommen, im Jahr danach waren die Zwillinge Viktor und Siegfried geboren worden.

Sie hatten es ganz gut im Strašnice der Dreißigerjahre. Die Wohnung in der Karlstraße war hell und groß, die Brüder von Ignaz leiteten die Malzfabrik und führten ein Gasthaus. Gittas Onkel machten in Tuch und kamen gut voran; zuletzt hatte Moritz Goldlust, der sich in Golz umbenennen ließ, zwei schöne Geschäfte in Brünn. Wohlhabenheit und Familiensinn, das war ihre Kindheit gewesen, so schien es ihr.

Alle wurden nach Theresienstadt verbracht und im Laufe der Zeit von dort nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Die Zwillinge fielen dem Doktor Mengele zum Opfer. Ignaz Rebenwurz kam trotz seines Alters noch von der Rampe ins Lager, wurde dort binnen sechs Wochen zum Muselmann. Als solchen klaubten sie ihn eines Tages von der Lagerstraße auf, schmissen ihn auf den Lastwagen und bliesen ihn durch einen der Schornsteine. Gitta und Rosa überlebten Birkenau, sie gingen im starrkalten Jänner fünfundvierzig auf Transport nach Stutthof, durchlitten den Todesmarsch nach Tauentzien und wurden dort, zwei Skelette, aus einem Leichenhaufen herausgezogen, der Krieg war zu Ende. Nach Gittas Verlöschung schlug sich Rosa, etwas zu Kräften gekommen, mit ihrer Lagerfreundin Gusti Blum aus Wien nach dorthin durch. Hier blieb sie, was hätte sie in Strašnice anfangen sollen? Mit Gusti, einer Jungkommunistin, begann sie eine Buchhandelslehre in einem kommunistischen Verlag in Wien. Gusti war eine sehr lustige Person; schon in Birkenau hatte sie im tiefsten Graus immer noch einen Scherz parat, mit breitem Mund lächelte sie dem Tod das Fahle aus dem Aug heraus. Einige Tage vor der Gesellenprüfung erhängte sie sich. Rosa entschloss sich nach diesem Ereignis, zu einer Veranstaltung der Auschwitz-Lagergemeinschaft zu gehen. Dort erzählte sie dem Edmund Fraul von Gusti Blum, und er nickte. Als sie im Schatten seines Kopfes sprach, wurde sie ruhig, fühlte sich so leicht, und plötzlich weinte sie auch etwas. Sie heirateten und richteten sich ein. Sie hatten sich in Auschwitz nicht gesehen, das wussten sie, gleichwohl empfanden beide, dass sie schon seit damals zusammen waren.

Sillinger klopfte und öffnete die grüne Tür.

»Ihr Sohn ist da, Rosa.« Sie dankte und ging hinunter.

Mutter und Sohn gingen den Graben entlang, sie mit den kleinen Trippelschritten, die aber in sich abgerundet und energisch den Boden beklopften, er mit langem, etwas geschlendentem Gang. Sie, die ihm bis zur Schulter reichte, hatte sich untergehakt, sie überquerten den Stephansplatz, bogen in die Wollzeile ein und betraten die Konditorei Heiner. Trotz der Mittagszeit war der rechte Raum halb leer, Karl steuerte auf einen bestimmten Tisch zu. Er bestellte sich Tomatenjuice und Rosa ihre Melange. Kaum hatten sie das Gewünschte serviert bekommen, begannen sie aufeinander einzureden.

Beide trafen sich, wenn es ging, stets donnerstags. Auf sein Begehren hin waren sie diesmal zum Heiner gegangen, sonst begnügten sie sich mit der Aida gleich am Stock-im-Eisen-Platz.

Apolloner wusste nicht, warum er ihnen gefolgt ist. Als sie in der Konditorei verschwanden, zögerte er, hernach ging er hinein und kaufte sich einen Pariser Spitz. Wieder auf der Straße, aß er ihn auf, spürte dabei den Zahn, ging runter zum Prückel und hatte daher keine Ahnung, worüber die beiden geredet haben. Er trank dort Kaffee, und Judith Zischka kam dazu. Apolloner mochte sie nicht besonders, hob sein Gesicht zu ihr, als sie an der Tischkante stand, deutete auf den Sessel gegenüber, suchte für Die Presse, aus der er eben zu lesen begonnen hatte, einen Platz auf dem Tisch zum Ablegen und fragte sie, daweil er sich wunderte, wie prompt Judiths notorische Hektik sofort auf ihn überspringen konnte, ob es ihr besser gehe.

»Ach was«, sagte sie, packte ihren Aktenkoffer, den sie als Handtasche trug, auf Die Presse drauf und setzte sich gegenüber hin. Roman lächelte ihr ins Gesicht, stand auf, nahm den Aktenkoffer von der Presse herunter, bugsierte ihn neben ihren Sessel und trug Die Presse zur Zeitungsablage, drehte sich am Absatz, um wieder seinen Platz einzunehmen. Judith hatte inzwischen ihren Mantel ausgezogen und ihn zwischen ihrem gekrümmten Rücken und der Lehne des Sessels eingeklemmt, sie wedelte die polnische Garderobefrau mit unwirschem Gesicht fort, langte zu Romans Zigaretten, als er sich wieder niederließ.

»Ach was«, wiederholte sie, »er ist halt ein Arsch, und damit hat sichs.«
»Er soll aber sehr gut sein«, erwiderte Roman, obwohl er eigentlich nicht über Karl Fraul mit ihr reden wollte.

»Bei Macbeth?«

»Sicher. Was gibts sonst?«

»Sag, Apolloner, woher weißt du das?« Er antwortete ihr nicht, sah sich im Raum um, winkte der berühmten Schriftstellerin Paula Williams fröhlich zu, die diesen Gruß trotz seines großflächigen Gewachels nicht bemerkte.

Judith drehte sich um und lachte hernach: »Das Gefuchtel wird dir nichts nützen. Sie ist ein bisschen kurzsichtig. Willst du was von ihr?«

»Grüßen.«

»Also, woher weißt du das?«

»Man raunt, er sei sensationell.«

»Raunt er das selber?« Roman zuckte die Achseln.

»Jedenfalls kann ich dir zuflüstern, der wird das Ereignis des Herbstes.«

»So«, machte sie, um gleichfalls mit den Achseln zu zucken. »Ich krieg die Premiere eh nicht.«

»Vielleicht wird die Gartner krank.«

»Die und krank. Die schreibt noch darüber, auch wenn sie während der Premiere in Vollnarkose liegt.« Zischka schaute Apolloner aufmerksam an. Wie ich diese ehrgeizigen Jungjournalisten liebe, dachte er. Sie durchsuchte mein Gesicht nach irgendeinem Winkelzug, und sie hätte meine Gedanken auch erraten, wenn ihre Sensibilität nicht mit so einer robusten Ignoranzschicht überzogen wäre.

Ihr Kaffee kam, und plötzlich grüßte ihn die Williams, sodass er rasch seinen Mund breit machte und zurückgrüßte.

»Der Paul Hirschfeld«, sagte er zu ihrem Hinterkopf, denn Judith hatte sich nochmals umgedreht, um der Williams zuzulächeln, »ist doch sein väterlicher Freund. Vielleicht vermittelt er dir was.«

»Du meinst, ich soll von dem Arsch ein Porträt machen? Im Vorfeld?«

»Im Vorfeld, genau.«

»Ach, du spinnst. Du glaubst, ich hab keinen Stolz.«

»So viel wie er. Aber das ist deine Sache.« Roman begann sich über sich selbst zu ärgern. Immer bin ich so ein Trottel, dachte er. Doch er war eben froh, mit

Kultur nichts mehr zu tun zu haben. Seit er sich mit Zeitgeschichte befasste, war er ruhiger geworden. Ich brauch nicht mehr so zu hecheln und zu springen. Jetzt spring du, dachte er und lächelte in sich hinein und führte den Kaffee an seinen Mund.

»Na ja«, sagte Judith gedehnt, und Roman musste auf ihre Halspartie schauen, die plötzlich geschmeidig aussah und angenehm schimmerte. »Gibst du mir die Nummer vom Hirschfeld?« Er seufzte und gab sie ihr. Sie stand auf, zahlte und ging. Apolloner wollte sich Die Presse zurückholen, doch die war inzwischen fortgetragen.

»Freut mich so, Karel, dass die Proben erfolgreich sind.«

»Das sind sie. Das sind sie wirklich. Die Astrid von Gehlen, weißt du, das ist die, die die Lady Macbeth gibt, die hat so ein wildes Gesicht, Mama, sie ist enorm. Sie trägt mich, es ist phantastisch.«

»Habt ihr denn überhaupt so viele Szenen miteinander?«

»Ah, du hast es schon gelesen. Das ist ja egal, es ist die ganze Atmosphäre. Gestern hat der Bonker zu ihr gesagt, du weißt, der große Bonker: ›Der Junge ist ganz ordentlich.‹ Weißt du, was das heißt? Kannst du ermessen, was das aus dem Mund von Bonker bedeutet?«

Karls gewöhnlich etwas blasiertes Gesicht hatte sich von oben bis unten befeuert, sodass es Rosa einen Stich gab und ihr die Brust eng wurde, denn ihr Sohn hatte seit langer Zeit erstmals wieder die Züge ihres Kindes, ein Antlitz, das damals imstande war, durch sein bloßes Dasein ihre Skelettberge unter die Erde zu bringen und sie dabei herausen zu lassen.

»Ich kanns mir denken, mein Lieber. Ich weiß ja, was in dir steckt.«

»Er nicht.«

»Lass ihn. Sag, wieso sitzen wir heute hier beim Heiner?«

»Einmal was anderes.«

»Das war doch dein Lokal mit Onkel Bobby.«

»Du sagst es.« Karl sah auf sein Glas, trank es aus, warf seiner Mutter einen raschen Blick zu und bestellte ein neues.

»Das wird Vater freuen«, sagte Rosa und klopfte sanft auf ihr Brustbein.

»Was? Freuen? Das Wort kommt doch bei ihm nicht vor.«

»Sagen wird ers dir nicht gerade.«

»Du meinst, er freut sich in seinem Herzen?« Karl war wieder zu seinem üblichen Gesicht zurückgekehrt mit dem hämischen Zug, der seine Hübschheit in Arroganz verwandelte. »Aber sein Herz hat er doch im Lager gelassen.«

Rosa begann ihn anzustarren.

»Entschuldige, Mama.« Sie nahm einen Hunderter aus dem Borsel und legte ihn auf den Tisch.

»Ich muss zurück.«

»Entschuldige.«

»Ist gut, mein Lieber. Konzentrier dich auf die Proben. Lass Vater aus dem Spiel.«

»Er mag nicht, was ich tu. Es passt ihm nichts an mir.«

»Sind wir wieder beim Thema?«

»Ich hätt Geschichte studieren sollen und ihm aus den Archiven Material apportieren.«

»Das kann er gut selber.«

»Die Aktentasche sollte ich ihm tragen, wenn er in die Schulen geht und seine Niemals-vergessen-Vorträge hält.«

»Lass ihn aus dem Spiel.«

»Ist kein Spiel, Mama. Wie hältst du das nur aus?«

»Es ist genug, Karel. Ich muss jetzt gehen. Bleibst du noch?« Er nickte, hob das Glas Richtung Rosa.

»Auf Onkel Bobby«, sagte er mit lauter Stimme. Rosa nickte, küsste ihn und ging zu Sillinger zurück.

8.

Der Novemberregen fiel auf die ganze Wienerstadt, er machte überm Haus in der Hollandstraße keine Ausnahme, im Gegenteil. Tief in der Nacht, schien es, fiel er durch das Dach hindurch und in die Träume des Ehepaars Fraul, denn diese schliefen seit Jahrzehnten ihren Schlaf nach den Gesetzen des

Novemberregens. Rücken gegen Rücken, und beide mit Kopf und Knien zusammengekrümmt, liefen sie in den immer gleichen Bildern herum, und der November von Auschwitz-Birkenau mit seinem stürzenden Himmel stöpselte diese Bilder nach oben hin zu, und unten war das durchgewässerte, von den ersten südpolnischen Frösten durchzogene Erdreich ohnedies die Grenze. Zwar gab es ja den Wechsel der Jahreszeiten zu allen Zeiten, sodass die Schönheit der sich in Wachstum und Saft befindlichen Natur rund um das Lager den dahinschleifenden Insassen wie ein ironischer Applaus zu ihrem Erdenleben vorkam, doch traumwürdig blieb bloß der November, und im November durchschlug sein Regen ohneweiters das Friedensdach der Hollandstraße und prasselte in die Träume des Ehepaars.

Abwechselnd, wie auch in den anderen Jahreszeiten, fuhren sie von ganz unten hoch, erwachten, als hätte irgendwas sie hochgeblasen, doch währenddessen der eine schlief und sich wälzte, lag der andre wach und begann, selbst der Erdrosselung entkommen, den einen mit nervösen Streicheleien aus dem Morast zu ziehen, aus ausgetrockneter Kehle beruhigende Laute hinüberzusprechen, bemüht, den Knurr- oder Kreischton, welcher noch in der Stimme und Kehle als akustischer Restraum mitschwang, durch angestregtes Modulieren wegzubekommen.

Doktor Wirths, brüllte es vierzig Jahre danach und ließ Edmunds Augendeckel vibrieren, kommen Sie um Gottes willen, Herr Doktor – der Grabner – Cyrankiewicz – Doktor Capesius hat – Du musst springen wie ein Jo-Jo, ich kann nicht, Gusti, spring wie ein Jo-Jo, die Nonnen bringen den Mantel, spring, sie werden ihn bringen zur frosterstarrten Schneise nach Tauentzien, und schau, Gusti springt nackt in der Furt wie ein Jo-Jo.

Wenn der Himmel in Wien im November sich öffnete, dann prasselte all das Vergangene herunter wie zu anderen Zeiten auch, aber dieser November ohne einen Sonnentag lag besonders auf dem Haus in der Hollandstraße, so wie schon der Oktober und danach der Dezember.

Fraul lächelte und wischte Rosa den Schweiß vom Angesicht, bis ihr Blick vierzig Jahre und mehr zurückgelegt hatte, an die Oberfläche stieß und den lächelnden Edmund wahrnahm, der mit seinen ruhigen Händen in ihrem Gesicht herumfuhr, es glattstrich und trockenlegte, und sie streckte den

Unterkiefer vor und ließ mit einem geseufzten Aufwachlaut ein Lächeln aus dem Mund heraus, welches so wehtat, dass es sich augenblicklich abtrennte vom Novembertraum. Sie setzte sich auf, seufzte nochmals, nahm Frauls Hand und ließ sich wieder in die Kissen hinunter.

Rosa ließ Edmund einige Sekunden länger im Geprassel, denn sie sprang aus dem Bett und holte den Waschlappen. Währenddessen konnte sie sich dem Heute angleichen, denn der Lauf ins Bad und zurück vertrieb ihren Resttraum, sodass sie mit klarer, ruhiger Stimme Edmund herausholte, indes sie den lauwarmen Waschlappen über seine Stirne zog.

So schliefen sie ihre Nächte und waren also zusammengetan, und keiner sprach in den Pausen und Tagen.

Mich verfolgt seine Geschichte, seit ich seine Bücher gelesen, das Interview gemacht, dachte Apolloner. Meine eigene Geschichte ist ja ganz gewöhnlich als Enkel von Südtiroler Optanten, selber in Graz geboren und aufgewachsen in Innsbruck. Ich will als Journalist bloß berichten, was der Fall ist. Doch seit meiner eher zufälligen Beschäftigung mit dem alten Fraul lässt mich der nicht los, notierte er. Ich weiß auch nicht. Die anderen hochgedrehten Themen, auch die Kulturpisse von Judith Zischka und Kollegen, lassen mich so ratlos und unangerührt zurück. In der vermaledeiten Zeitgeschichte hocke ich nun und sehe, dass sie eine Schlucht ist, und Eiswände führen hinauf zu jenem Zeitgeist, aus dem ich mich zusammengesetzt glaubte.

Apolloner starrte auf das nervös Hingekritzelte, indes er den Novemberregen gegen seine Fenster klopfen hörte.

Er zog sich aus, legte sich ins Bett und wollte einschlafen. Schließlich griff er zum Auschwitzbuch von Primo Levi, das ihn wie ununterbrochen gegen die eigenen Spiegel prallen ließ. Endlich überzog ihn eine gewisse Erschöpftheit, und er schlief ein.

(Aus dem Tagebuch des jungen Keyntz)

10. 11. 1985

Abwechslung in der Schulidiotie. Der künftige Exschwiegervater meiner Schwester Margit, ein ziemlich alter Opa, ist nun für die sechsten und siebenten Klassen angesagt, um über das Dritte Reich persönlich auszusagen. Ich habe der Margit gesagt, wegen mir müsste nicht ständig von jener Scheißzeit geredet werden. Margit hat geantwortet, lieber Stefan, es schadet nix, einmal zu erfahren, was für Verbrecher die Oldies gewesen sind. Ich habe ihr gesagt, wir haben halt keine Gelegenheit, uns ebenso aufzuführen heutzutage. Sie ging mit der Bemerkung, ich wäre ja ein besonders Obergescheiter, aus dem Zimmer. Morgen soll der Alte nun kommen. Vermutlich wird er auf einem Diaprojektor Fotos aus den diversen Straflagern herumzeigen. Brillenberge, Schuhzeug und all das, was wir eh schon hunderttausendmal gesehen haben. Der Tschurtschi wird wieder blöde Bemerkungen über die guten Menschen machen, und die Dolly, die immer einen goldenen Judenstern auf dem Busen liegen hat, wird sich andauernd schnäuzen. Wenigstens fällt der Geographieprofax aus, der nervt eh nur.

Als Fraul durch das Schultor ins Gebäude hineinging, stieg ihm sogleich der Turnsaalgeruch in die Nase. Harald Wolfsgang, der Turnlehrer, der Oberillegale, der mit den Ohrenreiberln, die er aber unterschiedslos Juden- und Arierschülern verabreichte. Mir konnte er nichts anhaben, denn ich bin rechtzeitig mit Matura davongekommen, dachte er. Aber die Juden der drunteren Klassen hat er nach dem Anschluss durch den Turnsaal gejagt, bevor sie eh ausgeschlossen wurden. Was ist wohl aus dem Wolfspelz geworden? Während er diesen Gedanken nachhing, ging er die Stufen hinauf. Kleine Kinder liefen ihm vor den Schuhen herum und quietschten, ein Lehrer kam die Stiegen herunter, grüßte ihn mit einem feinschmeckerischen Blick, um danach die Schule zu verlassen. Im ersten Stock wandte er sich automatisch nach links zur Direktion. Vor der weißen Tür mit den Messingtürschnallen blieb er breitbeinig stehen. Da öffnete sich die Tür, Weissenberger schaute dem Fraul ins Antlitz und rief sogleich:

»Herr Fraul, wie schön.« Sogleich holte er ihn mit wedelnden Armbewegungen in ein großes Zimmer hinein, das sich allerdings als Lehrerzimmer herausstellte.

Es wurde ihm Kaffee angeboten, die Lehrer saßen um den mit uralten Utensilien zugedeckten Tisch, sprachen alle zugleich, um in dem Moment, in dem er sich räusperte, in ein Schweigen zu verfallen. Weissenberger, der Deutsch- und Geschichtelehrer, der Fraul eingeladen hatte, stand nun auf, beugte sich vor und sagte:

»Wie wir uns alle freuen, Herr Fraul, dass Sie den Weg zu uns gefunden haben.« Während Fraul ihm sein rechtes Ohr hinhielt, um sich die Begrüßung anzuhören, erhoben sich auf der anderen Seite des Tisches zwei Gestalten, die eine schwarze Uniform anhatten. Er schaute erstaunt in diese Richtung, um dem Unheil direkt ins Gesicht sehen zu können. Dort saßen zwei Junglehrer, die ihn, wie sie wohl glaubten, unauffällig beglotzten. Wie von Ferne drang ein blubberndes Geräusch zu ihm hin, doch bevor er diesem nachlauschen konnte, war es verschwunden. Weissenberger verneigte sich und blickte erwartungsvoll zu Fraul. Der Kaffee wurde gebracht.

»Zucker?«

»Danke.«

»Danke ja?«

»Danke nein. Wie viele Schüler sind versammelt, Herr Weissenberger?«

»Drei Sechste, eine Siebente. An die hundert. Im Festsaal.«

»Im Festsaal. Dann wollen wir wohl.«

»Ich selbst darf mich entschuldigen. Herr Wolfsgang und Herr Schmidt werden Sie begleiten, Herr Wolfsgang wird auch einleiten.«

Die beiden Junglehrer erhoben sich. Fraul stand ebenfalls auf, nahm im Stehen noch die Kaffeetasse, nippte, stellte sie nieder und drehte sich zwischen Tisch und Sessel heraus, um mit den beiden das Professorenzimmer zu verlassen.

»Wer von Ihnen ist Herr Schmidt?«

Der Betroffene gab sich zu erkennen, sodass Fraul neben diesem auf den Gang trat. Der andere wollte auch neben Fraul gehen und versuchte also mittels schnellen Schritten ihn in die Mitte zu bekommen, während die drei